



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Lügen**

**Bourget, Paul**

**Budapest, 1891**

I. Ein Provinzwinkel in Paris.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93546](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93546)

## I.

### Ein Provinzwinkel in Paris.

„Herr, das Gitter ist geschlossen“ meinte der Kutscher, sich vom Bock herabneigend.

„Es ist doch erst halb zehn Uhr! . . .“ antwortete eine Stimme aus dem Innern des Wagens. „Ist das eine elende Vorstadt! Bleiben Sie sitzen, Kutscher, das Pflaster ist trocken, ich werde zu Fuß gehen . . .“

Gleichzeitig entstieg dem Wagen ein noch junger Mann; fröstelnd stülpte derselbe den Otterpelzfragen seines Winterrockes auf und streckte die mit Halbschuhen bekleideten Füße heraus. Lackschuhe, Seidensocken, schwarzes Beinkleid und Claque sprachen deutlich dafür, daß er unter seinem Pelz Gesellschaftstoilette trug. Der Wagen war einer jener Unnummerirten, wie solche vor den Clublocalen zu stehen pflegen. Während der Kutscher das Pferd festmachte, musterte er gleich seinem Fahrgast diesen versteckten pariser Provinzwinkel. Der Straßeneingang war aber auch wirklich ganz excentrisch, trotzdem er hart an das Faubourg Saint-Germain grenzte. Freilich wies zu jener Zeit, es war nämlich Anfang Februar 1879, diese Straße Coëtlogon, die die „Rue d'Upas“ mit der „Rue de Rennes“ verbindet, noch die doppelte Eigenthümlichkeit auf, daß sie mit einem Gitter geschlossen und Nachts durch eine Laterne beleuchtet wurde, die nach altem Brauch an einem querüber gespannten Seil hing. Derzeit hat sich das Alles vollständig geändert. Das geheimnißvolle Hotel zur Rechten, das schiefwinklig inmitten eines Gartens stand und jedenfalls die stille, behagliche Existenz einer Wittwe beherbergte, ist verschwunden. Die weitläufigen Gründe, welche die besagte Gasse Coëtlogon von der „Rue de Rennes“ aus unzugänglich für Wagen machten, so wie dieselbe von der „Rue

Bourget, süßen.

d'Apas" durch das Gitter abgeschnitten war, sind von ihren Steinhausen gesäubert worden. Anstatt der Laterne brennt Gas. Raum, daß zwei etwas ungleiche Pflastersteine die Stelle kenntlich machen, wo einst an Stangen die beiden beweglichen Thore des Gitters befestigt waren; das Letztere wurde niemals verriegelt, sondern nur jeden Abend geschlossen. Daher brauchte der junge Mann nicht zu läuten, um Einlaß zu finden; er hielt jedoch an, bevor er das schmale Gäßchen betrat, und betrachtete aufmerksam die Landschaft, die von diesem dunkeln Engpaß, von jenem Garten rechts, von der ins Nebelhafte verlaufenden Häuserreihe einerseits, von den undeutlichen Umrissen der Neubauten andererseits — begrenzt, und von der Lampe in der Mitte beleuchtet ward.

Am weiten dunkeln Firmament, das mit rasch dahineilenden „Schäfschen“ bedeckt war, glänzte ein kalter Wintermond. Das leichte Gewölk verfinsterte ab und zu das helle Gestirn, seinen Silber-Glanz gleichsam leicht verschleiernnd. Dafür leuchtete derselbe desto lebhafter wieder auf, wenn plötzlich diese beweglichen Dünste sich zu einem schwarzen, drohenden Ganzen ballten. „Welch' passende Decoration für einen Abschied,“ flüsterte der junge Mann, mit lauter Stimme fortfahrend: „Bis zur Stunde, in der man Luna's unheil kündende Augen leuchten sieht.“ Ein nur halbwegs scharfer Beobachter hätte an der Art, wie der Mann diese beiden Verse Victor Hugo's declamirte, alsbald erkannt, daß er ein Dichter sein müsse. Sein Name war zu jener Zeit in der That ein in der Literatur sehr bekannter. In diesem Wirbelwind neuer Werke, unausgesetzter Reclame, improvisirter Berühmtheiten, die unaufhörlich über die Boulevards fegen, erscheinen Erfolge, die vor einem Decennium erworben wurden, verblaßt gleich jenen aus längstvergangerer Zeit und die Verborgenen gehören gar bald zu den — Vergessenen. Zwei, allerdings durch Dumas Fils stark beeinflusste, moderne Dramen hatten den jungen Mann mit einem Schlag in Mode gebracht. — Er war etwas über 30 Jahre alt, schien jedoch bedeutend jünger — auch hatte er seine Unterschrift noch nicht mißbraucht und seinen stolzen, wohlklingenden Namen — Claude Larcher — niemals dazu erniedrigt, einen Zeitartikel oder einen Gelegenheitsroman zu zeichnen. Er hatte zu jener Zeit zwei Werke verfaßt, den „Weiblichen

Vampyr“ und „zwischen Ehebrechern“; zwei Stücke von gar ungleichem Werth, ganz durchtränkt von meist conventionellem Pessimismus, aber gleichzeitig überwältigend durch eine gewisse Schärfe der Beobachtung, Herbheit des Dialogs, und den glühenden Eifer für alle Ideale. Diese Stücke waren 1879 bereits 3 Jahre alt und Claude, der eine verschwenderische Lebensweise führte, fing an, sich einträglicher Arbeit zuzuwenden, die es ihm ermöglichen sollte, einen neuen Anlauf zu Ernsterem zu nehmen. Er hatte, gleich allen analysirenden Schriftstellern, die Gewohnheit angenommen, auch sich selbst zu beobachten und zu beurtheilen, ein Studium, das übrigens keinerlei Einfluß auf seine Handlungsweise übte. Die geringfügigsten Einzelheiten bestimmten ihn zu Betrachtungen über sich und sein Schicksal; diese fortgesetzte Selbstbespiegelung hatte jedoch keine andere Consequenz als die, ihn unausgesetzt in einer schmerzlichen, wenig förderlichen Klarheit zu erhalten. So mahnte ihn denn auch der Anblick der friedlichen Straße und die Erinnerung an Victor Hugo nur unmittelbar an seinen Entschluß, den auszuführen er sich seit Monaten vergeblich bemühte, nämlich: in stiller Zurückgezogenheit ernster Arbeit zu leben. Er vergegenwärtigte sich, daß er einer Zeitschrift eine Novelle, einem Theater ein Drama, einem Journal Feuilletons versprochen hatte und daß er, statt in der „Rue Varennes“ in seinem Heim am Schreibtisch zu sitzen, im Gewand eines Müßiggängers und Lebemanns um 10 Uhr Nachts Paris durcheilte. Er hatte vor, einem Feste beizuwohnen, das Gräfin Komof, eine in Paris lebende Russin, gab, deren Empfänge in dem großen Hotel der „Rue Bel-Respiro“ ebenso prunkvoll waren als — gemischt. Ja er beabsichtigte sogar weit Aergeres. Er stand nämlich im Begriff, einen jungen Autor abzuholen, der um 10 Jahre jünger war als er und den er bei der Gräfin einführen sollte. Dieser hatte bisher in einem der Häuser dieser stillen Straße Coëtlogon genau jenes strebsame, fleißige Leben geführt, nach dem er — Claude Larcher — sich mit aller Macht sehnte. René Vincy, dies der Name des jungen Genossen, war mit 25 Jahren durch einen jener litterarischen Glücksfälle, die sich kaum zweimal in einer Generation wiederholen, über Nacht berühmt geworden. Ein Einakter in Versen hatte dieses Wunder bewirkt. Und doch war der „Sigisbée“ ein

rein phantastisches Werk, das ohne jegliche Berechnung auf praktischen Erfolg entstanden war. Es war damit wie mit unseres François Coppée „Passant“ zugegangen. Das blaſirte Paris ward plötzlich von übertriebener Bewunderung erfaßt, das Théâtre Français wiederhallte von einem allgemeinen Händeklatschen, alle Journale überboten einander am nächsten Morgen mit Lobeserhebungen! Claude konnte ein gut Theil dieses Erfolges sich zuschreiben. War er denn nicht der Erste gewesen, der das Manuscript des „Sigisbée“ in Händen gehabt? Hatte denn nicht er dasselbe seiner Geliebten — Colette Rigaud — der berühmten Schauspielerin der „Rue Richelieu“ gebracht? Und hatte nicht Colette, begeistert von der Rolle, die sie darin für sich erwartete, allen Widerspruch beseitigt, der sich geltend machte? Er, Claude Larcher, war es gewesen, der Frau Komof auf die Frage, welches Stück sie in ihrem Salon aufführen lassen sollte, „Sigisbée“ empfohlen hatte. Die Gräfin war auf den Vorschlag eingegangen. Diesen Abend sollte bei ihr die Aufführung des beliebten Lustspieles stattfinden, und Claude, der es übernommen hatte, den Verfasser vorzustellen, war eben gekommen, um denselben in der Wohnung, die René Vincy bei seiner verheiratheten Schwester inne hatte, abzuholen. Diese außergewöhnliche Liebenswürdigkeit eines bereits anerkannten Schriftstellers, einem Anfänger gegenüber, war jedoch nicht ganz ohne Beigeschmack von Stolz und Spott. Claude Larcher, der die große Welt, welcher Gräfin Komof angehörte und in der auch er sich bewegte, unaufhörlich bekrittelte, empfand eine gewisse Befriedigung, vor dem Freunde mit seinen gesellschaftlichen Beziehungen Staat machen zu können. Auch belästigte den boshaften Spötter die naive Verwunderung, das geradezu kindliche Staunen, das bei diesem das magische und doch so nichtsagende Wort: „die große Welt“ hervorrief. Er hatte sich schon genugsam an dem etwas komischen Schauspiel geweidet, das Vincy ihm geboten, als derselbe mit ihm seinen ersten Besuch bei der Gräfin gemacht hatte. Während er nun die wenigen Stufen erstieg, die zu seines Freundes Wohnung führten, mußte er unwillkürlich lächeln, wenn er der fieberhaften Aufregung gedachte, in welcher derselbe ihn jetzt offenbar erwartete. „Und doch bin auch ich einst so kindisch ge-

wesen," gestand er sich unwillkürlich, da er des Umstandes gedachte, daß es, ebenso wie für René, auch für ihn selbst ein erstes Auftreten in der großen Welt gegeben hatte; und er setzte hinzu: „Das ist eine jener Empfindungen, die von Denjenigen kaum geahnt werden kann, die für und im Salon aufgewachsen sind; und ist es nicht überhaupt ein Unsinn, daß wir den Umgang mit jenen Leuten pflegen?! . . .“

So philosophirend, war Claude links, abermals vor einem Gitter, das aber geschlossen war, stehen geblieben und hatte geläutet. Dieses Gitter schloß einen Baumgang ab, der zu einem dreistöckigen Haus führte. In einer Wölbung am Ende dieser kleinen Allee befand sich die Loge des Portiers. War der Lektore abwesend oder hatte er das Läuten überhört? Immerhin war Claude gezwungen, ein zweitesmal an der langen Kette, die in einem verrosteten Ring endigte, zu ziehen. Zwischenzeitig betrachtete er mit Muße dieses dunkle, öde Haus, das wie ausgestorben schien und aus dem ein einziges, erleuchtetes Fenster im Erdgeschoß hervorblinhte. Dort, in jener Wohnung, deren 4 Fenster nach dem Garten gingen, hausten Fresneau's. Die Schwester des Poeten, Fräulein Emilie Vincy, hatte nämlich einen gewissen Moritz Fresneau geheirathet, der Privatlehrer war. Claude erinnerte sich, denselben in den ersten Tagen seines pariser Aufenthaltes kennen gelernt zu haben, und der gefeierte Verfasser des „Weiblichen Vampyr“ hatte die Schwäche, sich dieser Erinnerung zu schämen. Er hätte wohl vorgezogen sein Erbe in Clubzügen und schlechter Gesellschaft verprast zu haben! Der einstige Kamerad hatte ihm jedoch seinerzeit materielle Dienste geleistet, in Ansehung welcher er die Beziehungen mit demselben aufrecht erhielt. Auch für René hatte er sich Anfangs nur mit Rücksicht auf seinen alten Kameraden interessiert, dann aber war er von dem Zauber des jungen Menschen selbst angezogen worden. Seiner gekünstelten Lebensweise müde, erfüllt von bedauerlicher Trägheit und bitterer Leidenschaft, war er oft in René's bescheidenes Kämmerchen geflüchtet; es lag hart neben dem Speisezimmer, das im Augenblick beleuchtet war. Trotz des kurzen Zeitraumes, das zwischen seinem zweimaligen Läuten verstrich, oder vielmehr Dank der Lebhaftigkeit seiner fast visionären Dichterphantasie, sah er mit einemmale in diesem

Zimmer seines Freundes das Symbol des Traumlebens verkörpert, das derselbe bisher geführt. Der Dichter und dessen Schwester hatten mit eigener Hand die Wände desselben mit rothem Stoff bespannt, von dem sich hie und da Bilder abhoben, die Zeugniß gaben von dem durchgeistigten Geschmack eines einsamen Träumers: Stahlstiche von Albrecht Dürer, Gustav Moreau's „Helene“ und auch dessen „Orpheus“, Kupferstiche von Goya. Das einfache, eiserne Bett, der nett geordnete Tisch, die mit Büchern versehene Bibliothek, der fadenscheinige Teppich, — ach wie sehr hatte Claude an dieser so überaus bescheidenen Behaglichkeit gehangen, ja selbst an dem, von René's kindischer Hand an die Thür geschriebenen Satz aus den „Imitationen“, *Cella continuata dulcescit!* All' diese so plötzlich erwachten Erinnerungen milderten mit einemmale den Gedankengang des Schriftsteller's, seine Fronie wandelte sich in Traurigkeit und er mußte sich unwillkürlich gegenwärtig halten, daß der Uebergang aus diesem stillen Winkel in die Empfangsräume der Gräfin Komof für dieses Kind von fünfundzwanzig Jahren ein großes Ereigniß bedeute. Welch eine Seele, ganz von Idealen erfüllt, sollte er in die von Kunst und Lüge zusammengewürfelte Gesellschaft der Gräfin einführen!

„Es ist nicht meine Schuld,“ sagte er sich, durch das Schnarren des Riegels an dem Schloß aus seinen Träumereien erweckt, und öffnete das Gitter . . .

„Und doch, doch — ich habe ihm ja gerathen auszugehen, ich war es, der seinen Anzug für diesen Abend besorgt.“ — Er hatte René in der That zu seinem Schneider, seinem Wäschehändler, seinem Schuster, seinem Hutmacher geführt, um — wie er scherzhaft betonte — seine Einkleidung zu bewerkstelligen . . .

„Ich hätte früher an die Gefahren dieser Begegnung mit der Welt denken sollen . . . Ach, welch traurige Gabe ist es, doch immer nur das Böseste voraus zu ahnen! Bah, er wird vier bis fünf Frauen vorgestellt werden, man wird ihn zu zwei oder drei Diners laden, er hingegen wird seine Karten abzugeben vergessen, er wird vergessen . . . und man wird ihn vergessen . . .“

Er war die Allee entlang geschritten, hatte dann rechts an der Thür, die zu Fresneau führte und die vor derjenigen

des Portiers lag, geläutet. Diese etwas sonderbare Eintheilung erklärte sich durch das Vorhandensein eines zweiten kleinen Gartens, eines zweiten Hauses, das von der Straße Coëtlogon ebenfalls durch ein Gitter abgegrenzt war. Das Mädchen, das ihm öffnete, war eine starke, schwerfällige Person von beiläufig 30 Jahren; sie hatte eine gedrungene Gestalt, breite Schultern, ein ausdrucksloses Gesicht, das nur von zwei thierisch einfach blickenden Augen belebt und von einem Kopftuch umrahmt war, wie die Auvergnaten es zu tragen pflegen. Sowohl diese Bauernphysiognomie, als auch die Bewegung, mit der das Mädchen, anstatt die Thür völlig zu öffnen, dieselbe nur halb anlehnte, und das Zinkern der Augen, während sie die Petroleumlampe empor hob, um den Besucher zu beleuchten, all' das deutete auf instinctives Mißtrauen. Als sie jedoch Claude erblickte, erhellte sich ihr breites Gesicht und man konnte daraus wohl einen Schluß auf die Beliebtheit ziehen, deren sich der Schriftsteller im Hause Fresneau erfreute. Das Mädchen lächelte und zeigte dabei zwei kleine, weiße Reihen eines thierartigen Gebisses; jedoch fehlten beide Augenzähne.

„Guten Abend, Fanny,“ sagte der junge Mann, „ist Dein Herr bereit?“

„Der Tausend . . . Sie sind es, Herr Larcher,“ erwiderte heiter das Mädchen; „und wie er herausgeputzt ist,“ setzte sie hinzu, „und schön wie ein Christkind . . . Sie finden die ganze Familie im Speisezimmer versammelt . . . Warten Sie doch, ich will Ihnen vorher den Pelz abnehmen . . . Jesus, Maria! . . . Mein armer Herr, der ist schön schwer! . . .“

Die Vertraulichkeit der Auvergnatin, welche direct aus dem Geburtsort Fresneau's zu seiner Familie ins Haus gekommen war und in demselben nun schon seit fünfzehn Jahren unumschränkt herrschte, belustigte Claude Larcher nicht wenig. Er gehörte zu jener Sorte all zu gründlich forschender Schriftsteller die, um auszuruhen von der erschöpfenden, rastlosen Arbeit ihres eigenen Hirns, für Natürlichkeit schwärmen. Fanny nahm sich heraus, mit drolligster Lustigkeit von seinen Werken zu sprechen, oder mit völliger Unbefangenheit ihrer Angst Ausdruck zu geben, der dramatische Autor werde sie dereinst in einem seiner Stücke auf die Bühne bringen;

manchmal verballhornte sie auch literarische Redewendungen, die sie auffing, während sie bei Tisch bediente, und zwar mit dem ganzen, nur dem niedern Volke, eigenen Geschick für Entstellungen. Sie sagte beispielsweise ständig „Standal“ für Scandal, „in coquelicot“ anstatt „incognito“, reisen, „Compan“ statt „Coupon“ und dergleichen mehr. Der Schriftsteller aber verzeichnete lachend alle diese Ausdrücke in den zahlreichen Notizen, die er für einen Roman sammelte, der niemals geschrieben werden sollte. Er gefiel sich darin, die Magd des öftern zum Schwätzen geradezu herauszufordern. Diesen Abend jedoch unterließ er es, weil ihn der traurige Eindruck beherrschte, den das Bewußtsein erzeugt hatte, daß er hier eigentlich die Rolle des weltlichen Versuchers spiele. Während Fanny ihm den Pelz abnahm, blickte er sinnend den dunkeln Gang entlang, in den alle Thüren der verschiedenen Zimmer mündeten. Dasjenige des Dichters lag in der Tiefe rechts nach Süden, während das Ehepaar Fresneau sich mit einem kleineren, nach Norden gelegenen begnügte; an dieses aber stieß das Zimmer ihres kleinen sechsjährigen Sohnes. Letzterer stand Emiliens Herzen weniger nahe als Bruder René. Claude kannte jede Einzelheit dieser leidenschaftlichen Liebe der Schwester zum Bruder; auch mit der ganzen Familiengeschichte war er vertraut. Und diese so rührend einfache Geschichte rechtfertigte nur allzusehr die Gewissensbisse, die er darüber empfand, daß er dieser Stätte Denjenigen entreißen wollte, der der Brennpunkt der Liebe Aller war.

Der Vater von Emilien und René war in Bauzières als Advokat elend im Säuferwahnsinn gestorben. Nachdem das Geschäft verkauft und alle Schulden bezahlt waren, blieben der Wittve dieses Lebemanns in der Provinz, fünfzigtausend Francs. Graufame Erinnerungen hatten ihr den Aufenthalt in Bauzières dermaßen vergällt, daß sie mit ihren beiden kleinen Kindern nach Paris übersiedelte.

Dort lebte einer ihrer Brüder, der Abbé Taconet, ein würdiger Priester, einstiger Schüler der École normale, der plötzlich und ohne äußere Veranlassung in den Orden getreten war und, zum Erstaunen seiner Genossen, bald nach dem Austritt aus Saint-Sulpice eine Erziehungsanstalt in der „Rue Cassette“ gründete. Als überzeugungstreuer Katholik von

freisinnigen, fast gallicanischen Tendenzen, hatte Abbé Taconet bald herausgefunden, daß viele der reichen Bürgerfamilien sich gleich schwer für weltliche als für geistliche Erziehungsanstalten entschieden, weil sie weder in den einen noch in den andern diejenigen Anschauungen vertreten fanden, die ihrem doppelten Bedürfniß nach traditionellem Christenthum und nach moderner Zeitströmung entsprachen. Er war nur Priester geworden, um leichter einen Plan zur Ausführung bringen zu können, der die Gegensätze dieser beiden Richtungen harmonisch verbinden sollte; sein Ehrgeiz ward ganz befriedigt, da er eines Tages in die Lage kam, gemeinschaftlich mit zwei jungen Priestern ein Externat zu gründen, dessen Schüler die Vorlesungen im Lyceum Saint-Louis besuchten. Der Erfolg dieser Anstalt Saint-André — Taconet hatte ihr den Namen seines Patronen beigelegt — war ein dermaßen durchgreifender, daß schon im dritten Jahr drei kleine Omnibusse mit je einem Pferd bespannt die Schüler in's Lyceum und aus demselben wieder nach Hause befördern mußten. Die Möglichkeit, ihrem zu jener Zeit 10 Jahre alten Sohne eine möglichst sorgfältige Erziehung zu geben, war mit ein Beweggrund gewesen, wegen dessen Frau von Vincy sich entschlossen, ihren Aufenthalt nach Paris zu verlegen; sie wurde darin noch durch den Umstand bestärkt, daß ihr in Emilien, die bereits 16 Jahre zählte, eine werthvolle Stütze für den Haushalt erwuchs. Auf den Rath Taconet's, der durch die nothwendige Gebahrung mit den Institutsgeldern eine gewisse Gewandtheit in finanziellen Fragen errungen hatte, legte Frau von Vincy ihre fünfzigtausend Francs in italienischer Rente an, die damals fünfundsechzig Francs stand. In Folge dieser Disposition konnte die Wittwe über eine Jahresrente von zweitausendachthundert Francs verfügen. Das Geheimniß, warum Emilie mit ihrem Bruder einen nahezu abgöttischen Cultus trieb, fand seine Erklärung zum großen Theil in den zahllosen, täglich sich erneuernden Opfern, die durch diese bescheidene Einnahme bedingt wurden. Das Herz läuft in der Regel seinen Leiden nach, wie der Spieler seinem Gelde. Kurz nach der Uebersiedlung nach Paris, die im Jahre 1863 stattfand, wurde Frau von Vincy in eben dem Hause der „Rue Coëtlogon“ krank. Das junge Mädchen mußte bis zum Tode der armen Frau im Jahre 1871

ihrer dreifachen Pflicht gerecht werden; d. h. sie pflegte die bettlägerige Mutter, besorgte tagaus, tagein den kleinlichen Haushalt, in dem fünfzig Francs eine Rolle spielten, und leitete endlich die Erziehung ihres Bruders. Sie hatte diese mühevollen Aufgabe mit Muth und Ausdauer zu Ende geführt, ohne daß ihren Lippen auch nur ein Wort der Klage ent-  
schlüpfte; nur ihre abgemagerten Wangen waren sichtlich ge-  
bleicht. Sie glich jenen Arbeiterinnen in den alten Pariser Volksliedern, die sich über die Mühsale harter, angestrenzter Arbeit durch eine am Fenstersims gepflegte, blühende Blume trösten. Ihre Blume war dieser junge Bruder gewesen, ein reizendes Kind mit ausdrucksvollen Augen, das Emilie's Fürsorge durch rasche Fortschritte in der Schule vergolten hatte; ein gar seltener Genuß für die an Freuden arme Frau des kleinen Bürgerstandes. Schon frühzeitig hatte René an-  
gefangen, Verse zu verfassen, und die darob überglückliche Emilie zur Vertrauten seiner poetischen Ergüsse gemacht. Als Fresneau sechs Monate nach dem Tod der Mutter um ihre Hand warb, willigte sie nur unter der Bedingung ein, die Seine zu werden, daß der Professor Paris nicht verlasse, René vor wie nach bei ihnen und einzig dem Beruf des Dichtens leben solle. Fresneau gab sich mit dieser Bedingung gerne zufrieden. Er war eine jener gutmüthigen, anspruchslosen Naturen, die zu lieben verstehen, d. h. die ohne Widerrede selbst die gering-  
fügigsten Wünsche desjenigen erfüllen, dem sie zugethan sind. Er hatte sich in Emilie schon im Jahre 1865 verliebt, als er durch einen Zufall der Correpitor René's in der Schule Saint-André wurde. Er, der nahezu ein Vierziger war, fühlte sich durch die sonderbare Gleichartigkeit ihrer beider-  
seitigen Geschichte zu Emilien hingezogen. Hatte er denn nicht auch allen egoistischen Hoffnungen, jedem persönlichen Ehrgeiz entsagt und allein der Aufgabe gelebt, die Schulden seines Vaters zu tilgen, der als bankrotter Schulvorsteher gestorben war? Er hatte von 1858 bis zu seiner Verheirathung im Jahre 1872 rund zwanzigtausend Francs abgezahlt und dabei gelebt — dies Alles aber von dem Ertrag der Lectionen, die er zu fünf Francs die Stunde gab. Wenn man zur Stundenanzahl, die ein solches Ergebniß repräsentirt, noch die Zeit hinzurechnet, die durch die für die Course nothwendige Vorbereitung bedingt ist, die Correctur der Abschriften, das

Gehen von einem Ort zum andern — so wird man die Bilanz einer solchen Existenz ziehen können, einer Existenz, wie man deren im Fache des Privatunterrichts gar viele findet, die aber auch schließlich selbst den widerstandsfähigsten Organismus aufreißt. Die Liebe zu Emilien war der Roman seines Lebens, das bis dahin zu sehr von Arbeit erfüllt gewesen, um Zeit zu nutzlosem Träumen zu lassen. Abbé Taconet hatte diese Heirath besfürwortet und René Vincys Genius zählte von da ab um einen Sklaven mehr!

Claude Larcher war mit diesen Einzelheiten vollkommen vertraut, die alle zur Entwicklung des Talentcs und Charakters des jungen Dichters beigetragen hatten. Während Fanny seinen Pelz versorgte, genügte ihm ein Blick in den matterhellsten Gang, um die geringfügigsten Umstände in demselben zu einer gewissermaßen moralischen Bedeutung zu erheben. Er wußte genau, warum in jenem Ständer dort in der Ecke neben dem Parapluie aus grobem Wollstoff mit massivem Griff, das der Professor zu benutzen pflegte, ein feiner englischer Schirm lehnte, den Emilie für den Bruder gewählt. Er wußte, daß diese elegante Krücke mit Schildkrotplatte, die die liebende Schwester René geschenkt hatte, jedenfalls doppelt so theuer war, als jener starke, einfache Stock, den Fresneau an schönen Tagen trug. Er wußte auch, daß die Bücher des Professors, nachdem sie lange Zeit in diesem Gang, auf geschwärzten Brettern gereiht, allen Anfällen des Staubes ausgesetzt gewesen, schließlich selbst von dort in eine finstere Kammer verbannt worden, während der Gang den decorativen Gelüsten René's überlassen wurde, der dessen Wände dann mit Bildern seiner Wahl geschmückt. Es waren das bewunderungswürdige Lithographien von Raffel, die in fortlaufender Reihe die Verherrlichung des großen Kaisers darstellten; dieselben mußten bei dem Republikaner Fresneau wohl manches Aergerniß erregt haben. Claude war trotzdem überzeugt, daß Fresneau der Letzte gewesen wäre, der sich ob der vielen Opfer gewundert hätte, die das ganze Haus diesem Bruder zu bringen wetteiferte. Hatte er doch denselben aus Liebe zu Emilien gleich ihr, gleich der Magd, auch zu seinem Gott gemacht. Ja selbst der Abbé hatte nicht vermocht, sich dem bezaubernden Einfluß zu entziehen, den der Charakter und das Talent des jungen Mannes allenthalben übte. Er meinte nebenbei, daß der Junge ein

kleines Vermögen besitze, das, in italienischer Rente angelegt, eine Summe von 3000 Francs abwarf; ebensoviel betrug das Erbtheil, das er von ihm zu erwarten habe. René's christliche Erziehung aber bot die sicherste Gewähr, daß sein Talent als Schriftsteller dem Dienste der Kirche geweiht sein werde. Somit hatte der Priester ein gut Theil daran, daß der Dichter auf den so schwierigen Weg der Schriftstellerei gedrängt wurde, der diesem vermöhten Kinde bisher allerdings nur Glück gebracht. Claude nun, der inmitten des Schmutzes, der Grausamkeiten und der Enttäuschungen, die ein armer Künstler in Paris zu erdulden hat, als vater- und mutterlose Waise seit seinem 20. Lebensjahre seinen Weg ganz allein hatte suchen müssen, Claude wußte dieses Glück, das, im Gegensatz zu seinem Schicksal nur aus Ergebenheit, rührender Sorgfalt, warmer und erwärmender Vertrauensseligkeit zusammengesetzt war, wohl zu würdigen. Und so kam es, daß er gelegentlich seiner Besuche bei Fresneau niemals einer Art von Rührung Herr werden konnte — so auch diesmal —, einer Bewegtheit, die ihn meist zwang zu lachen und seinem Skepticismus die Zügel schießen zu lassen. Er war eben zu entnervt, um nicht jegliche Gemüthsbewegung als physischen Schmerz zu empfinden; weil er aber daran verzweifelte, jemals diese Empfindlichkeit meistern zu können, so bemühte er sich, sein Herz möglichst zu verleumden.

---